

Wilde Lektüre

*Karl Mays Leseerlebnisse und die Winkel-Leihbibliothek in Hohenstein**

Das Lesen ist ein Akt des Überlebens.
Michel Houellebecq¹

1. Gefährliche Bücher I

Wer sich ein wenig mit Karl Mays Leben und Werk beschäftigt hat, kennt die folgenden Sätze:

es (gab) in dieser Schankwirtschaft [in Hohenstein] ... eine Leihbibliothek, und zwar was für eine! Niemals habe ich eine so schmutzige, innerlich und äußerlich geradezu ruppige, äußerst gefährliche Büchersammlung, wie diese war, nochmals gesehen! Sie rentierte sich außerordentlich, denn sie war die einzige, die es in den beiden Städtchen gab. Hinzugekauft wurde nichts. Die einzige Veränderung, die sie erlitt, war die, daß die Einbände immer schmutziger und die Blätter immer schmieriger und abgegriffener wurden. Der Inhalt aber wurde von den Lesern immer wieder von neuem verschlungen, und ich muß der Wahrheit die Ehre geben und zu meiner Schande gestehen, daß auch ich, nachdem ich einmal gekostet hatte, dem Teufel, der in diesen Bänden steckte, gänzlich verfiel. Was für ein Teufel das war, mögen einige Titel zeigen: Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann, von Vulpius, Goethes Schwager. Sallo Sallini, der edle Räuberhauptmann. Himlo Himlini, der wohlthätige Räuberhauptmann. Die Räuberhöhle auf dem Monte Viso. Bellini, der bewundernswürdige Bandit. Die schöne Räuberbraut oder das Opfer des ungerechten Richters. Der Hungerturm oder die Grausamkeit der Gesetze. Bruno von Löweneck, der Pfaffenvertilger. Hans von Hunsrück oder der Raubritter als Beschützer der Armen. Emilia, die eingemauerte Nonne. Botho von Tollenfels, der Retter der Unschuldigen. Die Braut am Hochgericht. Der König als Mörder. Die Sünden des Erzbischofs u. s. w. u. s. w.²

* Vortrag, gehalten am 13. 10. 2007 auf dem 19. Kongress der Karl-May-Gesellschaft in Berlin.

*Ich muß bekennen, daß ich diese verderblichen Bücher nicht nur las, sondern auch vorlas, nämlich zunächst meinen Eltern und Geschwistern und sodann auch in andern Familien, die ganz versessen darauf waren.*³

Das Zitat ist gekürzt und auf die Sachaussagen reduziert. Die aufschlussreichen selbstverdammenden und lektürekritischen Passagen habe ich vorerst weggelassen. Dennoch soll uns auch der lektürekritische Diskurs beschäftigen.

Zunächst allerdings die Frage nach dem historisch-bibliographischen Sachgehalt dieser Aussagen, die May im hohen Alter von fast siebenzig Jahren verfasst hat und in denen er Lektüreeerlebnisse in Hohenstein, der Nachbarstadt seines Geburtsortes Ernstthal, beschreibt, die zu dieser Zeit bereits mehr als ein halbes Jahrhundert zurücklagen. May erwähnt 15 Titel von Räuber-, Ritter- und Schauerromanen, von denen sich fünf, also ein Drittel, mit ziemlicher Eindeutigkeit nachweisen lassen; für die restlichen zehn gibt es meist eine ganze Reihe ähnlicher zeitgenössischer Titel der Ritter- und Räuberliteratur. Dadurch entsteht der Eindruck, dass May in der Erinnerung an seine frühe Lektüre kenntnisreich mit Versatzstücken der genannten Genres jongliert und augenzwinkernd selbst einem für diese charakteristischen Stil- und Formprinzip huldigt: der multiplen Rekombinierbarkeit. Die letztgenannten beiden Titel hingegen, darauf hat schon Hainer Plaul hingewiesen,⁴ sind wohl eindeutig Phantasietitel, *Der König als Mörder*, *Die Sünden des Erzbischofs*, welche die vorgebliche Schädlichkeit dieser Literatur besonders drastisch und zugespitzt illustrieren sollen. Festzuhalten bleibt aber zunächst: Im Jahr 1910, als May seine Autobiographie schreibt, erinnert sich der fast siebenzigjährige Autor teils sehr genau an seine Lektüre der *spätere(n) Knabenzeit*⁵ bzw. der Zeit um die *Konfirmation*,⁶ als er selbst etwa dreizehn oder vierzehn Jahre alt war. Dass diese Leseerlebnisse entsprechend prägend gewesen sein müssen, können wir – hier noch mit May – getrost annehmen.

2. Gefährliche Bücher II

Neben der Autobiographie von 1910 gibt es eine weitere Selbstreflexion Mays über seine frühen Lektüreeerlebnisse, die deutlich früher entstanden ist. Sie kann, will man den Sachgehalt einschätzen, auf den es uns hier zunächst ankommt, vergleichend herangezogen werden. Ich meine den ›hochinteressanten‹ Kalenderaufsatz ›Ein wohl-

gemeintes Wort«, der 1882 im Druck erschienen ist. Darin bezieht May sich auf Bibliotheken, die sich *im Privatbesitze* befinden und *von einer nur den eignen pecuniären Vortheil verfolgenden Hand geleitet*⁷ werden – gemeint sind natürlich kommerzielle Leihbibliotheken, wie die in Hohenstein. Diese hielten, schreibt unser Autor, *mit bedauerlicher Beharrlichkeit an dem von den Andern längst verurtheilten Genre der Ritter-, Räuber-, Kloster-, Geister- und Schauderromane* fest; es sei deshalb *nicht zu verwundern, daß dieses literarische Ungeziefer immer noch nicht vollständig auszurotten gewesen sei, zumal gewisse Verlagshandlungen sich nicht scheuen, den alten Schmutz immer wieder aufzuklauben und in neuer Gewandung an den Mann zu bringen. Aus diesem Grunde – so May 1882, im Alter von 40 Jahren – sind in den meisten Privatleihbibliotheken, ganz besonders aber in den sogenannten »Winkelbibliotheken«, diese Schartenen zu Hunderten zu haben ...*⁸

Die Titel, die im Folgenden von May zur Sprache gebracht werden, kommen uns nun schon bekannt vor: »*Der Felsendrache oder das blutende Herz*« / »*Mönch und Nonne, oder das gemordete Kind*« / »*Sallo Sallini, der große Räuberhauptmann*« / »*Schatzkammer ehelicher Geheimnisse*« / »*Gabello, der schöne Bandit*« usw.⁹ Insgesamt nennt May auch in diesem lektürekritischen Aufsatz 15 Buchtitel, von denen sich mindestens sechs tatsächlich nachweisen lassen. Fragt man nun, ob von diesen Titeln denn tatsächlich auch welche in der Hohensteiner Leihbibliothek vorhanden waren, so ist die Antwort: Jawohl, von den insgesamt etwa 30 in beiden autobiographischen Texten von May genannten Leihbibliothekstiteln waren fünf in der Hohensteiner Bibliothek vorhanden. Die Erinnerung des vierzigjährigen May (1882) und auch die des fast siebzigjährigen (1910) zeigt sich also in ganz erstaunlicher Weise geprägt von Lektüreeerlebnissen des Elf- bis Fünfzehnjährigen, die zu diesem Zeitpunkt bereits Jahrzehnte zurücklagen. Wie ist das zu erklären? Befragen wir dazu einen zuverlässigen Zeugen: eine Figur des Autors selbst.

3. Die Lesestoffe der »kleinen Leute«

In einem der wenigen Romane Karl Mays, die ausdrücklich für Jugendliche geschrieben sind – soll heißen: in denen er sich um vorbildliche Jugendlektüre bemühte –, begegnet dem Leser schon kurz nach dem Beginn eine sympathische Gestalt, die ihren eigenen Bildungsgang folgendermaßen beschreibt:

»Ich war nie der in Schule Gewesente. Ich hütete Schafe und Schweine, Vaterige, und hatte nicht Zeit gefinte, in Schule zu gehente. Aber ich hatte geschenke bekommen eine Tafel, schieferige, und einen Stift, schieferigen, und zuweilen kam der Sohn, nachbariger, um mir zu zeigen, wie wird gelesen und geschreibt. Dann hab ich geborgt von allen Leuten Kalender, unbrauchbare, und habe studiumtierte fleißig weiter. Später bin ich wanderte aus liebe Heimat meiniger und habe besuchte Leihbibliothek überall, wohin ich konnte.«¹⁰

Der Sprecher, obwohl nie zur Schule gegangen, hat Lese- und Schreibfähigkeit mit freundlicher Unterstützung seines sozialen Umfeldes erwerben können und sich dann, mit Hilfe volksläufiger Schriften, gezielt selbst weiter gebildet. Wichtige Stationen auf seinem weiteren Bildungsgang waren zahlreiche Leihbibliotheken, die, vor allem auf Reisen, immer wieder aufgesucht wurden. May beschreibt hier, leicht ironisch und hinter einem etwas grob-humoristischen Gewand kaum verborgen, den weitgehend autodidaktisch bestimmten Werdegang eines zwar sozial, aber keineswegs geistig Deklassierten. Dieser hat sich unter aktiver Zuhilfenahme der wenigen ihm zur Verfügung stehenden Bildungsmedien (Schiefertafel, Kalender, Leihbibliotheken) aus der Enge seiner slowakischen Heimat herausgearbeitet und schickt sich nunmehr an, am ägyptischen Nil zum Reisebegleiter der allerfähigsten Personen des (Roman-)Universums der ›Sklavenkarawane‹ aufzusteigen.

Dieser Slowake¹¹ Istvan Uszkar ist eine der zahlreichen humoristischen Selbstbespiegelungen Karl Mays; der Autor übergießt in ihr die eigene Halbbildung mit leisem oder auch lauterem Spott und nimmt zugleich seinen eigenen Hang zur Aufschneiderei gezielt und selbstironisch aufs Korn. Am Ende der gemeinsam mit den Haupthelden bestandenen Abenteuer wird Uszkar, seinem ungelungenen Ausdrucksvermögen zum Trotz, Sprachlehrer und ornithologischer Autor, also – im Verständnis des Romans – eine Art verhinderter Schriftsteller. Die selbsterworbene Bildung, das wilde, autonom bestimmte Lesen führt den Wissensdurstigen und Aufstiegswilligen aus sozialen Tiefen auf höchste gesellschaftliche Höhen – wobei der krumme, unzureichende Beginn des Bildungsgangs die etwas missgestaltig geratene spätere Stellung der Figur motivlich vorwegnimmt.

Den Leihbibliotheken kommt in Uszkars Bildungsgang ein ebenso wichtiger Stellenwert zu wie in dem seines Autors Karl May. Leihbibliotheken erweitern nicht nur das Lektürespektrum, sondern sie sind offenbar auch, nimmt man Uszkar beim Wort, an jedem Ort vorhanden, an dem sie gebraucht werden, sogar im Ausland. Und für ei-

nen Slowaken des 19. Jahrhunderts – slowakische Mausefallenhändler (sozusagen ›Kolporteure‹ im Kampf gegen Ungeziefer) zogen seinerzeit durch ganz Europa – konnte das Ausland, beispielsweise, auch das sächsische Erzgebirge sein.

Leihbibliotheken befördern die Autonomie des Lesenden, indem sie ihm eine Auswahl zur Verfügung stellen – so eingeschränkt diese im Einzelnen gewesen sein mag. Der Lesestoff Suchende wird, indem er aus einer Vielzahl von Bänden auswählen kann, schon im Vorfeld zum aktiv Gestaltenden, zum emanzipierten Leser. Leihbibliotheken stellen damit dem Gesangbuch, dem Katechismus und dem örtlichen, nicht selten ebenfalls konfessionell ausgerichteten Kalender (als den drei einzigen allgemein verbreiteten Lesestoffen der damaligen Zeit) ein stets weltlich ausgerichtetes Sortiment gegenüber, das noch dazu oft mit verführerischen Versprechungen, etwa von Tabubrüchen, zu locken wusste. In einer Zeit hoher Bücherpreise kam den kommerziellen Leihbibliotheken vor allem das Verdienst zu, einen organisatorisch erleichterten und verhältnismäßig billigen Zugang zur Lektüre zu vermitteln. Sie hatten damit einen erheblichen Anteil am Abbau des Bildungsprivilegs, das seit dem Mittelalter einer zahlenmäßig kleinen Schicht von Lese- und Literaturkundigen alleinigen Zugang zum Wissen gesichert hatte. »Daß die Leihbibliotheken erheblich zur Demokratisierung des Lesens beigetragen haben, steht außer Frage«,¹² konstatiert ein Fachmann. Ein anderer bilanziert: Es sei heute unbestritten, dass die Leihbibliothek im 19. Jahrhundert über viele Jahrzehnte hinweg »die wichtigste und in ihrer Glanzzeit fast alleinige Vermittlerin belletristischer Lektüre«¹³ gewesen ist.

Schon lange vor Karl May belegen zahlreiche autobiographische Äußerungen des 19. Jahrhunderts – nicht nur solche von Schriftstellern, doch von diesen besonders – die Faszination und häufig anhaltende Wirkungskraft dieser (meist) in Kindheit und Jugendzeit und (oft) ausgiebig besuchten Institutionen zur Literaturvermittlung. Wilhelm Raabe etwa, der auch in späteren Jahren ein Vielleser geblieben ist, sagt über seine Kindheit im Weserbergland, zu Beginn der 1840er Jahre: »Meine Eltern waren natürlich in der Leihbibliothek und einem Journalzirkel abonnirt, und so habe ich schon als 10–11jähriger Junge die ›Geheimnisse von Paris‹ und den ›Ewigen Juden‹ mit schauerndem Entzücken gelesen.«¹⁴ Und bereits vom Ende des 18. Jahrhunderts berichtet der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert, der aus Hohenstein stammte, über seine Gymnasialzeit in dem thüringischen Städtchen Greiz: »Für wenige Kreuzer wöchentlich konnte man sich bei einer dortigen Leihbibliothek Bü-

cher entleihen, immer nur eines auf einmal, dieses aber wohl eine ganze Woche behalten.«¹⁵

Leihbibliotheken waren nicht selten städtische und ländliche Kommunikationszentren, hier traf und besprach man sich, schloss sogar Freundschaften, soziale Trennungen begannen sich zu relativieren. Was moderne (öffentliche) Bibliotheken heute mühsam bewusst herzustellen versuchen, das ergab sich in den kommerziellen Leihbibliotheken des 19. Jahrhunderts – sozusagen ›im Buchumdrehen‹ – von selbst: Menschen sprachen miteinander, auch über Bücher, sie tauschten sich aus, verglichen Lektürevorlieben, gaben teils ausführliche Inhaltsangaben gelesener Bücher, ließen sich beraten. Deshalb hat jene zugespitzte Formulierung einiges an Realität für sich, die besagt, die kleinstaatliche Zersplitterung Deutschlands sei nicht, wie klassischerweise unterstellt wird, im idealen Raum der Literatur selbst aufgehoben worden, sondern – im konkreten, zunächst von ökonomischen Interessen bestimmten Lokal der örtlichen Leihbibliotheken.

Wie sahen nun die sonstigen Bildungsmöglichkeiten im unmittelbaren Umfeld des jungen Karl May konkret aus? Ein Blick in zeitgenössische Statistiken kann beim Verständnis helfen.

4. Bildungsferne und -nähe (Statistisches, Soziales)

In Hohenstein lebten im Jahr 1849 – für dieses Jahr, May war sieben Jahre alt, gibt es offizielle Zahlen – 4726 Menschen, die sich auf 1079 Haushalte bzw. 444 bewohnte Gebäude verteilten. Durchschnittlich lebten also mehr als zehn Personen, von denen jeweils über die Hälfte Kinder und Unverheiratete waren, in einem Gebäude zusammen. Hohenstein nahm damit unter den einhundertvierzig sächsischen Städten und Ortschaften, die mehr als fünfhundert Bewohner aufwiesen, die dreiunddreißigste Stelle ein. Die Nachbarstadt Ernstthal lag mit 3174 und mehr als elf Personen pro Haus auf einem Platz unter den ersten sechzig. Betrachtet man die beiden eng beieinander liegenden Nachbarstädte als Einheit – für Zeitgenossen schienen »beide Städte gleichsam ein Ganzes zu bilden«,¹⁶ berichtet der Ernstthaler Pfarrer Carl Traugott Schmidt schon im Jahr 1843 –, dann bilden sie mit 7900 Bewohnern eine der dreizehn größten Städte Sachsens! In Hohenstein und Ernstthal lebten damit mehr Menschen als beispielsweise in Zschopau oder Mittweida und kaum weniger als in Reichenbach oder Meißen.¹⁷

Die Bewohner Hohensteins waren vorwiegend mit Kattun- und Strumpfwirkerei beschäftigt, im Ort gab es drei Stoffdruck- und mehrere Spinnfabriken, außerdem drei Werkstätten zur Herstellung von Strumpfwirkernadeln und Garnfarben.¹⁸ Der Schwesterort Ernstthal hatte demgegenüber, glaubt man einem zeitgenössischen Lexikonartikel, »ein geringfügiges Ansehen«,¹⁹ obwohl es dort, einem anderen Lexikon zufolge, ein »schönes Schieß- und Lusthaus«²⁰ gab. Auch hier existierten eine Spinnfabrik und eine Kattundruckerei, es herrschten Zeug- und Bandweberei sowie Strumpfwirkerei, es gab mehrere Bleichen, aber auch Steinkohlegruben, Steinbrüche und, wie ebenfalls in Hohenstein, eine eisenhaltige Mineralquelle. (Eine Besonderheit Ernstthals bildete die Spielkartenfabrik.) Von beiden Orten aus wurde ein reger Handel mit den Nachbarorten getrieben; sechs Kram- und drei Viehmärkte pro Jahr²¹ boten jeden Monat im Jahr (außer im Winter) die Gelegenheit, heimische Produkte feilzubieten sowie fremde Menschen, ihre Waren und Gewohnheiten kennenzulernen. Hohenstein und Ernstthal waren also keineswegs ›verschlafene‹ Nester irgendwo am Ende der Welt,²² sondern durchaus geschäftige Industrie- und Handwerksstädtchen inmitten einer der am frühesten industrialisierten und prosperierenden Gegenden Deutschlands.

Neben der Rheinprovinz und Westfalen war das Land Sachsen während des gesamten 19. Jahrhunderts das am stärksten industrialisierte Gebiet Deutschlands. Der erwirtschaftete gesellschaftliche Reichtum kam allerdings, wie sich an Bevölkerungsstatistiken ablesen lässt, nur in sehr unvollkommener Weise den arbeitenden Menschen zugute. Eine Statistik Hohensteins aus dem Jahr 1831 gibt darüber Auskunft.²³ Danach bestanden dort vier öffentliche Schulen, auf denen vier Lehrer 575 Schüler betreuten – und zwei Privatschulen, deren zwei Lehrer insgesamt 29 Schüler zu versorgen hatten!

Es gab einen Pfarrer und einen Kirchendiener, drei Ärzte sowie vier Wundärzte mit Gehilfen, zwei Hebammen, zwei Maler, einen Rechtsanwalt sowie 146 (überwiegend weibliche) Dienstboten. Außerdem lebten bzw. bestanden dort 69 Händler und Handlungen, darunter zwölf Tuch- und Garnhandlungen. Als besondere Gewerbe werden u. a. drei Gasthöfe, zwei Speisewirtschaften und Garküchen und 14 Schankwirtschaften genannt. Es gab 72 Tagelöhner (davon 40 Frauen!). Im ganzen Ort arbeiteten 484 Leinweber (davon 19 Piquee-Bettdeckenhersteller) sowie 62 Strumpfwirker, zusammen also 546 Weber und Wirker. Neben diesen existierten nur noch 186 weitere Handwerker.²⁴

Nimmt man die Gehilfen und Lehrlinge aller Handwerker hinzu, dann arbeiteten von den 3229 Einwohnern Hohensteins zu dieser Zeit 1215 in handwerklichen Berufen, das sind 37,6 Prozent aller bzw. 48,1 Prozent der über 14-Jährigen. Von diesen wiederum waren insgesamt 853 als Leinen- oder Strumpfwirker beschäftigt, das waren 70,2 Prozent aller Handwerker bzw. 33,8 Prozent aller Erwachsenen. Insgesamt standen im Jahr 1831 in 425 Privatgebäuden 589 gangbare Webstühle!

Die Gruppe von 81 Almosenempfängern machte 3,2 Prozent der erwachsenen Bevölkerung aus; damit war der Bevölkerungsanteil der ganz Armen ebenso groß wie alle Bäcker-, Fleischer-, Schumacher- und Schneidermeister (die neben Webern und Wirkern bedeutendsten Handwerker) zusammen genommen! Der Viehbestand des Städtchens belief sich auf 46 Pferde, 161 Stück Rindvieh, 260 Mastschweine, 47 Ziegen und 6 Bienenstöcke.

Fünfundzwanzig Jahre später (1856) gab es in Hohenstein sogar eine mit einer Handpresse arbeitende Buchdruckerei,²⁵ von der allerdings nicht bekannt ist, ob sie auch einen Kalender, ein Wochenblatt o. Ä. herausgab oder nur von Auftragsdrucksachen existierte. Die allgemeine Bildungssituation muss jedoch als katastrophal bezeichnet werden – nicht nur, wenn man zu den eben gegebenen Zahlen bedenkt, dass in den öffentlichen Schulen der Stadt ein Lehrer sich um 144 Schüler zu kümmern hatte, während die beiden Privatlehrer das auch für heutige Verhältnisse noch bemerkenswerte Privileg pflegen konnten, mit nur zehn Prozent dieser Anzahl zufrieden zu sein.

5. Lektüre als Rettung

Die elende Lebenssituation der sächsischen Weber in den 1840er (und auch noch späteren) Jahren steht uns aus den plastischen Schilderungen Karl Mays in seiner Autobiographie und manchen Passagen seines großartig-wilden Kolportageromans ›Der verlorne Sohn‹ lebendig vor Augen. Deswegen hören wir zu diesem Thema abwechslungshalber eine andere literarische Stimme; sie kann uns manche Schilderung Karl Mays beglaubigen oder ergänzen helfen. Denn nach den Hungerrevolten der 1840er Jahre begannen sich nicht wenige deutsche Schriftsteller mit dem Elend der Weber zu beschäftigen. Ich wähle als Beispiel Ernst Willkomm, ebenfalls ein Sachse, weil in dessen Erzählung ›Der Lohnweber‹ (von 1845) nicht nur die dürftigen Wohn- und Arbeitsverhältnisse der erzgebirgischen Weber

beschrieben werden, sondern weil der Autor auch deren Lektüre und ihre Auswirkungen ins Auge fasst.

In der eindrucksvollen Schilderung eines Weberhauses heißt es:

Ging man nahe an einem der kleinen Häuser vorüber, so fühlte man die zitternde Erschütterung, die sich von dem Holzwerke selbst dem Erdboden mitteilte. Die Häuser waren sämtlich von Webern bewohnt, die rastlos hinter ihren Stühlen tätig waren. Von frühem Morgen bis tief in die Nacht hinein, ja zuweilen sogar die ganze Nacht hindurch, dauerte das Klappern und Klirren des ›Schnellschützen‹ [des Weberschiffchens], das dumpfe Aufschlagen der Weblade.²⁶

Wie sieht dieses Haus aus?

Nicht nur hatte die Haustür kein Schloß, auch die meisten Fensterscheiben waren zerbrochen und mit schmutzigem, in Oel getränktem Papier verklebt. Auf dem Dache fehlten eine Menge Schauben, so daß dem Winde freier Zutritt gestattet war, und der hölzerne Schornstein, der sich in einem trichterartigen runden Dache endigte, war am Morgen des Tages, von dem wir sprechen, von einem Windstoße herabgeworfen worden.²⁷

In der dichtesten Dämmerung schnurrte das Spulrad wie am hellen Tage, klapperte und klirrte die Lade des Webstuhles, daß die dünnen Stubenwände in fortwährender Erschütterung blieben.²⁸

Doch auch in einer solchen Elendshütte werden Bücher gelesen. Und zwar, wenn wir dem Autor glauben, neben »einem fast ganz zerrissenen lutherischen Katechismus«²⁹ auch geliehene Bücher. In diesem Fall: von Privat geliehen.

»Hast du das Buch gesehen, Schwester, das mir der schwarze Hennig geliehen hat?« – sagt ein halbwüchsiger Knabe zu seiner Schwester –

»Sieh, da steht es drin, wie man es machen muß, um Reichthum zu erlangen. Da habe ich's ausführlich gelesen, daß alle die großen und mächtigen Herren, Grafen und Fürsten, selbst die Könige in sehr alter Zeit unwissende Menschen gewesen sind, die auch nichts besaßen als ein Pferd und ein altes Schloß – denn das war damals so gebräuchlich. – Hatten sie nichts zu beißen und zu brechen, so ritten sie hinaus auf die Straßen und lauerten den Kaufleuten auf, um ihnen Gut und Geld abzunehmen. Dadurch wurden sie reich und immer reicher und sind nun jetzt unsere gebietenden Herren. Und glaube mir, Schwester, wäre ich so groß und stark wie der Va-

ter, so macht' ich's gerade wie jene Ritter und dann wollte ich schon auch ein reicher Mann werden!«³⁰

Die mehr dem Katechismus vertrauende Mutter ermahnt daraufhin den Sohn:

»Du sprichst gottlos!« sagte die Mutter. »Weißt du nicht, daß Diebe und Räuber an den Galgen kommen?« »Sie müssen's nur gescheidt anfangen. Auch will ich ja nicht plündern und einbrechen, sondern nur den reichsten Leuten etwas von ihrem Ueberflusse wegnehmen, weil sie sich freiwillig doch nicht dazu entschließen können.«³¹

Die sozialrevolutionäre Rhetorik des Jungen ist angeregt von der Lektüre eines Buches über mittelalterliche Ritter, das ursprünglich vermutlich aus einer Leihbibliothek stammt. Darin steckt ein Stück Wirkungstheorie, das uns nur allzu bekannt vorkommt: Denn der junge Karl May – er wird etwa im gleichen Alter gewesen sein wie der Junge, dessen Robin-Hood-Ambitionen Willkomm beschreibt – hat sich ja ins ferne Spanien aufgemacht, um einen edlen Räuber für das Schicksal der Familie May im Erzgebirge zu interessieren.

6. Die Winkelleihbibliothek Engelhardt

Wir haben oben schon Karl May von *Winkelbibliotheken* sprechen hören. Was genau war damit gemeint? Hier ein Fachmann:

Neben den regelrechten Leihbibliotheken bestehen und nehmen [im 19. Jahrhundert] die primitiven Formen des Buchverleihs sogar zu: und zwar als Nebentätigkeiten von Papier- und Schreibwarenhändlern, Friseuren, Gastwirten, Tabakwaren-, Drogerie- und Kurzwarenhändlern. Es sind dies die unzähligen, statistisch nicht erfaßbaren Winkel-leihbibliotheken – auch Winkellesebibliotheken genannt –, die in den Großstädten und in den Vorstädten wie in den ländlichen Siedlungen einem anspruchslosen und einkommensschwachen Publikum Lesestoffe vermitteln und die »mit fast jedem Geschäft kombiniert werden« konnten.³²

Eine solche Winkelleihbibliothek war auch die der Gastwirtin Johanne Christiane Gündel, spätere Engelhardt. In den 1830er Jahren gab es in Hohenstein zwei Leihbibliotheken – beides Winkelleihbibliotheken wohl-gemerkt, denn in den offiziellen Gewerbestatistiken

tauchen sie nicht auf, weil beide Buchverleihe anderen Hauptbetrieben angegliedert waren. Diese beiden Leihbibliotheken waren die des Buchbinders Carl Heinrich Kreißig, der 340 Bände zu verleihen hatte, und die der Weberswitwe Gündel, die 1100 Bände ihr Eigen nannte. Die Bücherei Kreißigs ging 1838 durch Kauf in den Besitz der Frau Gündel über. Als diese im Jahr darauf den Strumpfwirker und Gastwirt Christian Friedrich Engelhardt heiratete, wurde dieser Eigentümer der nunmehr vereinigten Leihbücherei.

Die Leihbibliotheken wurden von der Zensur überwacht, die Besitzer hatten bei Neuanschaffungen Verzeichnisse einzuschicken, aus denen gelegentlich Bücher entfernt werden mussten. Wegen sog. »schlüpfrigen, anstößigen Inhalts« durften beispielsweise die Romane ›Corilla Donatini oder Geschichte einer empfindsamen Buhlerin‹ und ›Das Kind der Liebe‹ nicht verliehen werden. Dem Staatsinteresse zuwider lief offenbar das Buch ›Das Leben Carl Stülpners‹.³³ Die Leser dieser Hohensteiner Lektüreinstitution wohnten nicht nur in dem Doppelstädtchen selbst, sondern auch in der Umgebung.

Bis in die Chemnitzer Gegend hin brachten Boten die Bücher aus der Engelhardt'schen Bücherei. Wir wissen dies aus einem Aktenvorgang, nach dem 1843 der Bote Johann Gottlieb Kneisel aus Pleiße in Löbenhain arretiert wurde, weil er entgegen einem Erlass aus dem Jahre 1790 die Bücher »unversiegelt, nicht adressiert und nicht unter Kreuzband« ausgetragen hatte. Fünf Taler Strafe hatte Engelhardt dafür zu zahlen.³⁴

Der bis heute in den Zensurakten erhaltene Katalog dieser Leihbibliothek – und damit das Verzeichnis derjenigen Institution, die man getrost mit einem Wort Theodor Fontanes (und der May-Forschung) als den »Phantasie-Brunnen«³⁵ Karl Mays bezeichnen kann – umfasst insgesamt 1543 Nummern (das sind etwas weniger Titel, da immer wieder mehrbändige Werke mit verschiedenen Nummern versehen wurden).³⁶ Aus der Angabe ist leicht zu ersehen, dass die ca. 1440 Bände, die beide Bibliotheken zusammen im Jahr 1839 aufwiesen, in den folgenden Jahren – das Verzeichnis endet 1847 – kaum noch ergänzt worden sind. Mays schon zitierte Feststellung *Hinzugekauft wurde nichts* trifft weitgehend zu. Im Schnitt wurden pro Jahr etwa 15 neue Titel angeschafft – der allerletzte, mit der Nr. 1543, ist ›Der Graf von Monte Christo‹ von Alexandre Dumas, ein zur Anschaffungszeit aktueller Titel, der erst im Jahr davor auf Deutsch erschienen war.

7. Ritter, Räuber und Familien

Wie war es überhaupt um den Inhalt dieser Leihbibliothek bestellt? Einige aussagekräftige Zwischenergebnisse der bisherigen Recherchen sollen hier mitgeteilt werden.

Unter den insgesamt 1543 Titeln konnten bislang Bücher von 245 unterschiedlichen Autoren identifiziert werden, 376 Werke sind entweder anonym erschienen oder können bislang keinem Autor zugeordnet werden. Unter den Autoren, die im Verzeichnis genannt werden bzw. die als Verfasser eines Werkes dingfest gemacht werden konnten, befinden sich durchaus illustre Namen, auch solche, die außerhalb eines engen Kreises von Kennern historischer Unterhaltungsliteratur bekannt sind. Etwa die Aufklärer Thomas Abbt, Joachim Heinrich Campe, Georg Friedrich Rebmann oder Johann Gottlieb Fichte, die Märchensammler Ludwig Bechstein oder Johann Karl August Musäus, zudem Miguel de Cervantes mit ›Don Quichote‹ und Johann Wolfgang Goethe mit ›Werther‹. Aber auch die Romantiker Friedrich de la Motte-Fouqué, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann, außerdem Friedrich Schiller, Johanna Schopenhauer, Walter Scott, Johann Gottlieb Seume und manch anderer sind vertreten.

Der Autor mit den meisten Werken in der Hohensteiner Leihbibliothek – wie gesagt unter Vorbehalt, weil damit zu rechnen ist, dass von den 376 unidentifizierten noch manches Werk einem Autor zugeordnet werden kann – ist Walter Scott. Das passt insofern gut ins Bild, als sich unter dem Dutzend Autoren mit den meisten Bänden sieben Autoren von historischen Romanen befinden. An zweiter Stelle finden sich die Autoren von sentimental Familienromanen, sie stellen vier unter den ersten zehn und insgesamt sieben in unserer Tabelle. An dritter Stelle folgen dann aber schon die Autoren von Ritter-, Räuber- und Gespensterromanen: Rechnet man deren Werke zusammen, dann finden sich 92 Bände der Autoren C. G. Cramer, Ch. H. Spieß, F. Laun, A. Leibrock, C. Hildebrandt, E. Bornschein, C. F. Fröhlich und Th. Hildebrandt in der Engelhardt'schen Bibliothek. Bemerkenswert daran ist vor allem, dass die Hauptschaffensphase der meisten dieser Autoren am Beginn des 19. Jahrhunderts oder sogar noch im 18. Jahrhundert lag. Die Winkelleihbibliothek Engelhardt war also tatsächlich völlig überaltert, der junge Karl May las dort überwiegend Werke, die zu dieser Zeit schon ein halbes Jahrhundert und älter waren.

Tab. 1: Autoren mit den meisten Bänden

| Nr. | Name | Anzahl (Nrn.) ³⁷ |
|-----|---|--------------------------------|
| 1 | #Walter Scott | 73 |
| 2 | +Caroline Pichler | 45 |
| 3 | #A. v. Tromlitz (d. i. K. A. F. v. Witzleben) | 36 |
| 4 | #E. G. Bulwer-Lytton | 35 (Bde.) |
| 5 | +August Fr. E. Langbein | 35 (Bde) |
| 6 | +August Lafontaine | 31 (Bde./Nrn) |
| 7 | +H. Claren (d. i. Carl Heun) | 32 |
| 8 | #Heinrich Zschokke | 29 |
| 9 | #Carl Franz van der Velde | 26 |
| 10 | #Johanna Schopenhauer | 24 (Bde) |
| 11 | #Washington Irving | 19 (Bde) |
| 12 | *Carl Gottlob Cramer | 18 |
| 13 | *Christian Heinrich Spieß | 15 |
| 14 | *Friedrich Laun (d. i. A. Schulze) | 15 |
| 15 | *August Leibrock | 14 |
| 16 | *Carl Hildebrandt | 12 |
| 17 | +Gustav Schilling | 12 |
| 18 | #Carl Spindler | 11 |
| 19 | *Theodor Fr. Max Richter | 10 |
| 20 | Friedrich Schiller | 9 |
| 21 | August von Kotzebue | 8 |
| 22 | *Ernst Bornschein | 6 |
| 23 | +Emilie Flygare-Carlén | 6 |
| 24 | *C. F. Fröhlich (d. i. Karl Schöpfer) | 6 |
| 25 | *Theodor Hildebrandt | 6 |
| 26 | +Henriette Hanke | 6 |
| 27 | Theodor Hell (d. i. K. G. Winkler) | 6 |

* Autoren von Ritter-, Räuber- und Gespensterromanen

Autoren von historischen Romanen

+ Autoren von sentimentalen Familienromanen

8. Ritter- und Räuberromane: Rezeption im 19. Jahrhundert

Dies jedoch war keineswegs ungewöhnlich, im Gegenteil. Denn obwohl die meisten Ritter- und Räuberromane im Zeitraum zwischen 1790 und 1830 entstanden, wurden sie auch gegen Ende des Jahrhun-

derts noch gelesen. Ihre Inhalte und Stoffe waren zu dieser Zeit längst in vielfältigen Formen medial transformiert worden: Es gab sie als dramatisierte Spektakel, mit denen Wandertheater durch die Dörfer und Kleinstädte zogen (zum Beispiel trat die Schauspieltruppe des Direktors Friedrich Heinze 1825 im Chemnitzer Stadttheater mit dem Stück ›Der schwarze Ritter, oder: Die drei Weisen, oder: Die Erlösung des Geistes Arnold‹ auf³⁸), auch als Bilderbögen, die bei jedem Buchbinder wohlfeil zu haben waren, oder als Gesangsstücke in Form von Couplets und Schlagern, und nicht zuletzt gab es sie, seit in den 1870er und -80er Jahren die gigantische Massensliteratur-Wiederaufbereitungsanlage der Kolportageindustrie so richtig angelaufen war, nunmehr neu-, um- und weitergeschrieben, eben auch als wöchentliche Heftchenlieferungen, bar bezahlt an Haustür und Hintertreppe. Trotz dieser vielfältigen Transformationen und medialen Adaptionen blieben aber offenbar auch die Original-Ritter-und-Räuberromane des ersten Jahrhundertdrittels für gewisse Leserschichten durchaus attraktiv. Mitte der 1850er Jahre lieferten sie, wie gehört, dem halbwüchsigen Karl May den ersehnten Phantasiebrennstoff. Und sogar noch Mitte der 1880er Jahre übermittelt ein zuverlässiger Beobachter – Peter Rosegger, der die Lesestoffe der kleinen Leute bestens kannte – die folgende Liste von Werken, die »ein Landbuchbinder«, wenn er »auf den Jahrmarkt fährt«, mit sich führen müsse, wenn er ein Geschäft machen wolle:

Kuno von Klauenfels, genannt Ritter Blaubart, der grausame Mörder seiner sechs Weiber. Rittergeschichte. Guido von Scharfenstein, der mächtige Bezwinger der Zauberer und Hexen, oder die wunderbare Rose. Rittergeschichte. Ritter Hugo von Schreckenstein, genannt der Frevelhafte. Romantische Schauersage der Vorzeit. Der bairische Hiesel, der größte Wildschütz und Räuberhauptmann in Baiern und Schwaben. Äußerst merkwürdige Beschreibung seines Lebens, seiner Gräueltaten und seines schrecklichen Endes. Der Erzteufel Wolfram. Eine grausame Räubergeschichte. Der Todtenwirt und seine Galgengäste und das mitternächtliche Festgelage der Todtengerippe³⁹

– usw. usf.

Ob es sich bei jedem dieser Titel um wirkliche Bücher handelt, will ich hier gar nicht überprüfen. Wichtiger als dies ist die sozusagen emblematische Wirkung der Titel: Wir alle, heute noch – und wie dann erst das zeitgenössische Publikum! –, wissen vom ersten Titel an, welche Art von Literatur uns erwartet. Die Einzelbestandteile der Titel sind vertraut, ihre multiple und fortwährende Rekombinierbarkeit,

sozusagen literargenetisch bedingt, appelliert an ein wohlig-vertrautes, exotisch-faszinierendes und schaurig-schönes literarisches Heimatgefühl.

Ein anderer, gleichfalls ziemlich zuverlässiger Kritiker meinte 1863, die Ritter- und Räuberromane seien »ein Leckerbissen, der von den untern Schichten der Gesellschaft heute eben so eifrig gesucht und gierig verschlungen wird, als dies vor beinahe 100 Jahren der Fall war.«⁴⁰ Die Titel, die auch er nennt, kommen uns nach dem bereits Gehörten vertraut vor (deswegen nenne ich sie hier nicht mehr); auch er hat die Bände, wie könnte es anders sein, aus der örtlichen Leihbibliothek, wo er »doch selbst mehrmals Wochen lang auf die zweiten Bände von solchen Schauergeschichten« habe »warten müssen, weil sie immer schon voraus bestellt waren«⁴¹ – also ungemein beliebt. Interesse und Ekel halten sich bei ihm die Waage, immerhin sind die vor ihm liegenden Bände »geschwärzt vom Tabacksdampf und vom häufigen Gebrauch und mit Oel getränkt«.⁴²

Die beiden Hauptkritikpunkte dieses Beobachters an seinem literarischen Gegenstand sind gewissermaßen delikate. Heutige Medienpädagogen nennen sie erstens »Pornographie« und zweitens »Gräuelszenen und Gewalt«. Beide Formen expressiver Sinnlichkeiten, die sexuelle und die aktionsreich-gewalttätige, sind bis heute die überwiegend anklingenden Konnotationen, wenn von »Abenteuer« die Rede ist; und beides, die bewegterlebnisreichen und die erotischen Versprechungen zwischen zwei Buchdeckeln haben natürlich auch den adoleszenten Karl May an den Leihbibliotheksbänden der Restaurateurin Engelhardt fasziniert. Um also zu verstehen, was der junge May in den Leihbibliotheksbänden gesucht hat, zitiere ich unseren Kritiker, einen protestantischen Pfarrer, sowohl als vertrauenswürdigen Zeugen wie als prototypischen Kritiker noch ein wenig ausführlicher – auch deshalb, weil sein kenntnisreiches Gutachten zeitlich in relativer Nähe zu den Leihbibliothekserfahrungen des jungen Karl May entstanden ist.

Der Kritiker rügt u. a., »daß in diesen Romanen geschlechtliche Verhältnisse und Sünden in solcher Nacktheit geschildert werden« und dass »diese Schilderungen (...) häufig so unrein und widerlich (sind), daß ich hoffe, man wird es mir erlassen, Beispiele dafür hervorzusuchen und mitzutheilen«.⁴³ Sie enthielten »Zoten und Obscönitäten (...), Ehebruch und Unkeuschheit in den verschiedensten Gestalten, Naturehen [d. h. wilde Ehen] und dergl. mehr«.⁴⁴

9. Lüsterne Lektüre

Neben der Gewalt war es also offenbar, der Kritiker bestätigt dies, die erotische Libertinage, die den Zeitgenossen an den Ritter-, Räuber-, Geister- und Gespensterromanen so verwerflich erschien. Das bedeutet, von der Perspektive des jugendlichen und erwachsenen Lesers aus gesehen, dass die sexuellen und/oder erotischen Implikationen und Konnotationen (neben Aktion und Gewalt) einen wesentlichen Reiz dieser Lektüre ausmachten. Die Vermutung lässt sich in doppelter Weise bestätigen, wenn man einerseits einen gattungsprägenden Text des Genres entsprechend untersucht und andererseits die selbstkritischen Ausführungen Karl Mays zu seiner Jugendlektüre genauer betrachtet. Beides soll hier kurz geschehen.

a) Als Beispiel kann ›Der Mönch‹ (›The Monk‹, 1796) von Matthew Gregory Lewis dienen, einer der erfolgreichsten Schauerromane seiner Zeit, ein grandioses Werk, das Generationen weniger begabter Autoren jahrzehntelang immer wieder ab-, um- und weitergeschrieben haben. Noch im Erscheinungsjahr wurden zwei Nachauflagen gedruckt und in ganz Europa kamen Übersetzungen auf den Markt, in Deutschland mindestens drei verschiedene (1797, 1800, 1810).⁴⁵ Der Roman um den scheinheiligen Mönch Ambrosio, dessen erwachende Lüsterheit in Vergewaltigung und doppeltem Mord gipfelt (die sich zudem als Geschwisterinzeß und Schwestern- bzw. Muttermord erweisen), bot bereits zahlreiche Motive der Gespenster- und Räuberromane der folgenden Jahrzehnte. Neben der in Spanien angesiedelten Haupthandlung wartet der Roman u. a. mit einer in Süddeutschland spielenden Gespenstergeschichte (um eine miternächtlich erscheinende blutende Nonne) auf sowie mit einer Räuber- und einer Teufelspakt-handlung. Vor allem jedoch die vom (bei der Abfassung erst 19 Jahre alten) Autor veranstaltete Mischung aus unverblümter Sexualität und Gewalt, die, wie die Romanhandlung ausführlich darlegt, psychologisch aus einem unterdrückten Triebleben hervorgeht, hat für viele Jahrzehnte gattungsprägend gewirkt. Bei der Schlusszene, in der der schuldverstrickte Mönch von den Felsen der Sierra Morena zu Tode stürzt und dabei vom Autor (bzw. der poetischen Gerechtigkeit) mit geradezu sadistischem Furor in seiner körperlichen und geistigen Existenz genüsslich vernichtet wird, fühlt der May-Leser sich (wohl nicht zufällig, auch wenn dieser Roman in der Hohensteiner Leihbibliothek offenbar nicht vorrätig war) an ähnliche Szenen in Mays Werk erinnert,

etwa an die Todesstürze des Douglas (›Old Surehand III‹), des Sendador (›In den Cordilleren‹) und des Schut oder an die Sterbeszene Old Wabbles (›Old Surehand III‹).

b) Auch Karl May bestätigt, indirekt und wortreich zugleich, die besondere erotische Faszination seiner frühen Lektüre. In dem bereits erwähnten Aufsatz ›Ein wohlgemeintes Wort‹ (1883), dem für das Verständnis von Mays Jugendlektüre exemplarische Bedeutung zukommt, schreibt unser Autor über seinen Lesestoff:

Die geschlechtliche Liebe dominirt das Leben in allen seinen Erscheinungen und Gestaltungen. Unter ihrer Macht muß sich alles Andere beugen ... So steigt die Liebe von der schimmernden Burg herab in die feuchtkalten Schatten des Thales; sie schleicht um die Ecken ... Und der Leser? Er geht mit ihr; er schleicht mit ihr; er fällt und sinkt auch mit ihr. Die höheren Zwecke des Lebens sind seinem Auge entrückt worden; nur Liebe und Erhörung sucht er; der Gedanke an sie begleitet ihn zur Arbeit und zur Ruhe, macht ihn vor der Zeit reif und durchdringt sein ganzes Denken und Sinnen.⁴⁶

Die Formulierung *vor der Zeit reif* macht eindeutig klar, dass May hier die Leserlebnisse eines Jugendlichen schildert, nicht die eines Erwachsenen. Damit wird zusätzlich deutlich, dass er sich keineswegs – wie er selbst behauptet und bisherige Interpreten auch angenommen haben – auf die Kolportageliteratur der Abfassungsgegenwart bezieht, sondern eben auf Leserlebnisse seiner eigenen Jugendzeit – und damit auf die Engelhardt'schen Leihbibliotheksbände in Hohenstein. Dies geht im Übrigen, wie bereits erwähnt, auch aus den Buchtiteln hervor, die er im gleichen Aufsatz zitiert.

Worin besteht nun die ›Entweihung‹ der Liebe konkret, die May seiner einstmaligen Lektüre vorwirft?

So wird er [der Leser] ein Slave zerrüttender erotischer Gefühle, bringt ihnen diejenige Zeit seines Lebens, welche dem energischen Ringen nach einer gesicherten Lebensstellung gewidmet sein sollte, zum Opfer und verschwendet die Kräfte seines Körpers und Geistes in Vergnügungen, die er von der Zukunft erwarten und auch dann nur in den Stunden der Erholung suchen sollte. Und findet er die Befriedigung, die so Verderben bringend ist, weil sie immer neues und heftigeres Bedürfniß erweckt, nicht auf gesellschaftlichen Wege, so zieht er sich in die Einsamkeit zurück und wird von den üppigen Bildern seiner überreizten Phantasie zur Anwendung jenes geheimen und unheilvollen Giftes getrieben, welches so zerstörend auf die körperliche und moralische Gesundheit unserer jetzigen Jugend wirkt

und dem wir den Mitleid erregenden Anblick so vieler greisen Jünglinge und Jungfrauen verdanken.⁴⁷

Im Klartext bedeutet das: Die Leihbibliothekslektüre stimuliert die sexuellen Phantasien junger Menschen und führt dazu, dass sie diese auch in der Wirklichkeit ausleben wollen. *Vergnügungen*, die eigentlich erst *von der Zukunft* zu erwarten sind, wenn nämlich *eine gesicherte Lebensstellung* vorhanden, sprich: wenn man verheiratet ist, werden *vor der Zeit* gesucht. Die Lektüre verleitet demnach die jungen Menschen dazu, Geschlechtsverkehr vor der Ehe zu suchen – May spricht auch an diesem Punkt bekanntermaßen aus eigener Erfahrung. Darüber hinaus besteht aber, so May, eine weitere Gefahr. Denn wenn die sexuelle Befriedigung *nicht auf gesellschaftliche(m) Wege*, sprich: in der Verbindung mit einem persönlichen Liebespartner möglich ist, dann wird der erotisch animierte Leser *zur Anwendung jenes geheimen und unheilvollen Giftes getrieben* usw., d. h. er betreibt Masturbation – nichts anderes ist mit der gewundenen Formulierung gemeint (die im Übrigen nicht von May stammt, sondern sich ziemlich wörtlich so durch die Onaniekritiken seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zieht).

Wir können davon ausgehen, dass May auch an diesem Punkt eigene Erlebnisse beschreibt. Geht er doch im Weiteren davon aus, dass *die Meisten Jugendlichen die Nahrung für ihre nur in der Verborgenheit zu befriedigenden Leidenschaften aus denjenigen Büchern nehmen, vor welchen zu warnen die Aufgabe dieses Aufsatzes ist.*⁴⁸ Offenbar meint May hier unterschwellig auch die traumatisierenden Vorgänge um die Onanie-Inquisition am Plauener Lehrerseminar, in die er maßgeblich verwickelt war, und führt diese letztlich auf seine Leihbibliothekslektüre zurück.⁴⁹ Nirgendwo sonst hat sich Karl May in solch dezidiert Weise über die Wirkungen von Lektüre, seiner Lektüre ausgelassen. Die zitierte Passage bildet den Schluss des Gesamttextes, von dem sie etwa zehn Prozent ausmacht. Auf sie läuft spürbar alle Anstrengung des vierzigjährigen Autors in den vorher liegenden Bemerkungen zu; anders als diese, die eher zufälligen Gedanken und Assoziationen folgen und von zuweilen aufgesetzt wirkender Moralisierei sind, wird in dieser Passage eine wirkliche Betroffenheit des Autors spürbar. Dieser Aspekt des Themas ist es eigentlich, der May affiziert; während die vorherigen Seiten eher papieren daherkommen, hat er zu den erotischen Aspekten des Themas blutvolle Worte vorrätig. Zusammenfassend gesagt: Karl May meint, Leihbibliothekslektüre befördert sowohl den

Wunsch nach vorehelichem Geschlechtsverkehr als auch die Masturbation.

10. Wildes Lesen

Wenn ich zum Kegelaufsetzen kam und noch keine Spieler da waren, gab mir der Wirt eines dieser Bücher, einstweilen darin zu lesen. Später sagte er mir, ich könne sie alle lesen, ohne dafür bezahlen zu müssen. Und ich las sie; ich verschlang sie; ich las sie drei- und viermal durch! Ich nahm sie mit nach Haus. Ich saß ganze Nächte lang, glühenden Auges über sie gebeugt.⁵⁰

Diese Schilderung Mays, eigentlich Auftakt zur wortreichen Verurteilung der Hohensteiner Leihbibliothek, transportiert unwillkürlich auch ein gutes Teil der Faszination, die das rauschhafte Lesen bot. Sie nimmt zudem kurioserweise manche Aspekte jener Begeisterung vorweg, mit der spätere Lesergenerationen nun ihrerseits ihre Erlebnisse mit den Büchern Karl Mays ausdrücken. Es sind dies, neben der häufig mitschwingenden nachträglichen Verurteilung des eigenen jugendlichen Tuns, vor allem die Verkörperlichung des Leseaktes und seine Wildheit. Oberste Maxime ist die Regellosigkeit: Gelesen wird nicht, was übergeordnete Instanzen angeordnet oder vorgeschlagen haben, sondern nur, was den eigenen sinnlichen Bedürfnissen entgegenkommt; und zwar nicht systematisch, sondern zunächst allein nach der Zufälligkeit des Angebots. Die körperlichen Termini (>verschlingen<, *glühenden Auges*) für eine doch zunächst intellektuelle Tätigkeit sind charakteristischer Ausdruck der Lektüreerlebnisse einer bestimmten Entwicklungsphase. Auch Heimlichkeit (*Nächte lang*) und Rauschhaftigkeit (*drei- und viermal*) sind Komponenten dieses wilden Lesens, dem die Gegenwärtigkeit der eigenen Existenz unwichtig wird. Dieses wilde Lesen⁵¹ ist ein Akt der Emanzipation: Im Übergang vom kindlichen zum erwachsenen Leben befreit es vom Zwang der Verbindlichkeiten, die noch nicht die eigenen sind, und öffnet den Weg zu einem autonomen Lesen, dessen Regeln selbstbestimmt sind.

Insofern kann tatsächlich die Bedeutung der Leihbibliothekslektüre für den jungen Karl May gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Denn alles, was er zuvor zu lesen bekommen hatte, ob Matthiolus' >Kräuterbuch<⁵² oder *eine Sammlung biblischer Holzschnitte*⁵³ – *die Bilderbibel mit den Anmerkungen unserer Vorfahren*⁵⁴ – oder *Gebetbücher*⁵⁵ und *gelehrte Abhandlungen*,⁵⁶ ob *Traktätchen*⁵⁷ oder

*nichtssagende Jugendschriften*⁵⁸ – alle diese Lektüremöglichkeiten waren behaftet mit dem Manko des Unfreiwilligen und Beschränkten, sie fußten allein auf den Zufälligkeiten familiärer Überlieferung und kleinstädtischer Hilfswilligkeit bzw. den gut gemeinten, aber mehr sammelnden als auswählenden Lesestoffbemühungen des Vaters. Die früheste Lektüre unterlag dem Zwang – dem Zwang der Verhältnisse oder dem der ›Pädagogik‹. Allein die Bibellektüre des jungen May dürfte weitgehend freiwillig und gern angenommen gewesen sein. Anhaltspunkt hierfür ist der Hinweis auf die Mehrfachlektüre, welche anders als freiwillig kaum denkbar ist: Die Bibel hat May, eigenen Angaben zufolge, *als Knabe wiederholt durchgelesen, und zwar vom ersten bis zum letzten Worte*.⁵⁹ Ein solcher Hinweis auf wiederholende, mehrfache Lektüre muss ernst genommen werden, ja er ist bei May geradezu ein Authentizitätsmerkmal. Bezeichnenderweise findet er sich, wie gesehen, auch im Zusammenhang mit den Leihbibliotheksbüchern: *ich las sie drei- und viermal durch!*⁶⁰ Die Bücher der Engelhardt'schen Leihbibliothek stellten also die erste weitgehend selbstgewählte, freiwillige Lektüre Karl Mays dar! May betont diesen Aspekt der Freiwilligkeit in der für die Autobiographie typischen, halb verhüllenden Weise, indem er seinem Vater und der örtlichen Pädagogenriege, denen er kurz zuvor noch die rigide ›Steuerung‹ der Lektüre vorgeworfen hatte, nunmehr gerade das Fehlen einer solchen zum Vorwurf macht: *Vater hatte nichts dagegen. Niemand warnte mich, auch die nicht, die gar wohl verpflichtet gewesen wären, mich zu warnen*.⁶¹ Ein solcher, nur psychologisch aufzulösender flagranter Widerspruch ist bei May stets ein Hinweis auf die exzeptionelle biographische Bedeutung des Geschilderten.

11. Gift-Metapher und Antidot

... der Einsichtsvolle wird mir Recht geben, wenn ich den Inhalt [der Ritter- und Räuberromane] ... mit dem Worte Gift bezeichne: Gift für den Körper, Gift für den Geist und Gift für das Herz.⁶² Mays Sprachgebrauch an dieser und vielen weiteren Stellen – die exzessive Verwendung der Gift-Metapher für die Lesestoffe aus der Leihbibliothek (*Dosis Opium*,⁶³ *Luft ... verpestet, gefährliche Miasmen*,⁶⁴ *Gift aus solchen Büchern*⁶⁵) – muss in den 1880er Jahren fast schon kurios wirken. Denn die Begrifflichkeit stammt ursprünglich aus der ›Lesesucht‹-Diskussion des 18. Jahrhunderts (›Werther‹!), der May tatsächlich bis in einzelne Formulierungen und Argumentationsfiguren

hinein folgt (er spricht sogar von *Lesewuth*⁶⁶ und *Lesehungrigen*⁶⁷). Schon 1772 etwa sprach ein Kritiker vom »Arsenik des Geistes«⁶⁸ in den Leihbibliotheken, und 1787 glaubte ein Pädagoge, im »Lesekabinet eines modischen Bücherverleihers« würden vielversprechende Jünglinge »wie die Blüthe vom Mehlthau vergiftet«.⁶⁹ Diesem merkwürdigen und für May zugleich existentiellen Zusammenhang kann hier nicht weiter nachgegangen werden. Deutlich wird aber – und hier folgt die Argumentation Mays gleichfalls den Lesewutkritikern viel früherer Zeiten – die flagrante Überbewertung der Folgen von Lektüre, bei gleichzeitiger Unterbewertung der jeweiligen pädagogischen Begleitsituation. Entsprechend kurzschlüssig fallen die Aussagen zur Wirkung der Lektüre (bzw. von Medien) dann aus – und das scheint in der Tat ein überzeitlicher Kritiker-Fauxpas zu sein.

Denn auch die Gegner Karl Mays wendeten später gegen diesen ebenjene Fehleinschätzungen der Wirkungen des Lesens an, die zu grotesken Überzeichnungen der angeblichen Gefahren unregelter Lektüre führten! Zusammengefasst hört sich das ungefähr so an:

Die Lektüre phantastischer, abenteuerlicher, exotischer oder romantisch-irrealer Erzählungen müsse (...) zur Verstörung, Verwirrung, zum Verlust des Realitätssinnes führen, zur Entstehung illusionärer Wunschbilder und Zielsetzungen, und damit zur Lebensuntüchtigkeit oder gar (...) zu kriminellen Handlungen.⁷⁰

Solche Befürchtungen haben sich natürlich als völlig haltlos erwiesen. Karl Mays Leser dürften ebenso realitätstüchtig oder -unfähig (gewesen) sein wie der allgemeine Bevölkerungsdurchschnitt. Die Ursachen individueller und gesellschaftlicher Fehlentwicklungen liegen nicht so sehr in einer wie auch immer gearteten exzessiven Lektüre begründet, sondern in der Verlassenheit des modernen Einzelnen. Antidot gegen mediale ›Vergiftung‹ wären mithin verantwortliche, begleitende Eltern und Schulen: Sie können Jugendlichen in einem realen Kontext emotionale und geistige Angebote machen, damit Lektüre (oder Computerspiel) nicht der einzige Weltzugang bleibt. Solcher Ausgleich verhindert anhaltenden Realitätsverlust.

Das Schicksal Don Quijotes, des klassischen Archetyps einer so gekennzeichneten Fehlentwicklung, bietet Hinweise zu einer Einschätzung des gesamten Sachverhaltes: Der Besuch einer guten Schule und verständnisvolle Unterstützung durch seine Umgebung hätten Don Quijote de la Mancha vor dem Verlust des gesunden Menschenverstandes durch unablässigen Genuss von Ritterbüchern bewahrt.

Doch Don Quijote war offenbar ein von seiner unmittelbaren wie mittelbaren Umgebung verlassener Mensch, dem Ritterbücher als alleiniger Weltzugang dienten. Das konnte nicht gut gehen. Davon kann aber weder bei heutigen oder früheren Karl-May- (oder Harry-Potter-)Lesern ernsthaft die Rede sein noch beim jugendlichen Karl May selbst. Denn:

Daß dies eine Nicht-Wirklichkeit ist wie die, in die man eingeht, wenn man Räuber und Gendarmen spielt, daß Bücher dieser Art etwas »Ausgedachtes«, etwas zum Zeitvertreib, zur Unterhaltung »Erfundenes« sind, dies begreift der gesunde Menschenverstand auch eines Zwölfjährigen, ja, er setzt es voraus, noch ehe er zum Buch greift (...).⁷¹

Auch der junge Karl May wird bei der Nutzung der Hohensteiner Leihbibliothek diesen Spiel-Charakter des Literarischen durchschaut haben – spätestens, als sein Vater ihn, als er Rettung von spanischen Räufern holen wollte, abgeholt⁷² und wieder nach Hause gebracht hat.

1 Kölner Stadt-Anzeiger Nr. 244, 18. Oktober 1999.

2 Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg o. J. (1910), S. 72f.; Reprint Hildesheim/New York 1975. Hrsg. von Hainer Plaul.

3 Ebd. S. 77.

4 Ebd. S. 357*, Anm. 73.

5 Ebd. S. 76.

6 Ebd. S. 77.

7 Karl May: Ein wohlgemeintes Wort. In: Neuer deutscher Reichsbote. Deutscher Haus- und Geschichts-Kalender 1883 [erschieden 1882]. Reprint in: Karl May: Ein wohlgemeintes Wort. Frühe Texte aus dem »Neuen deutschen Reichsboten« 1872-1886. Hrsg. von Michael Petzel/Jürgen Wehnert. Lütjenburg 1994, S. 129.

8 Ebd. S. 129f.

9 Ebd., S. 130.

10 Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. III Bd. 3: Die Sklavenkarawane. Hrsg. von Hermann Wiedenroth/Hans Wollschläger. Nördlingen 1987, S. 72.

11 Uszkar trägt jedoch einen ungarischen Namen, er wird im Buch abwechselnd als Slowake oder Ungar bezeichnet, und wenn er seine »Muttersprache« spricht, dann ist das – Tschechisch. (Diesen Hinweis verdanke ich Alexander Avenarius.)

12 Wolfgang von Ungern-Sternberg: Medien. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. III: 1800-1870. München 1987, S. 379-416 (402).

13 Horst Meyer: Martinos monumentale Monographie [Rezension]. In: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte 16/1991, Heft 2, S. 141-149 (149).

14 Wilhelm Raabe: Sämtliche Werke. Im Auftrag der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft hrsg. von Karl Hoppe. Ergänzungsband 2: Briefe. Göttingen 1975, S. 484 (Brief vom 27. 2. 1909 an Wilhelm Kosch).

15 Gotthilf Heinrich von Schubert: Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie. 1. Bd. Erlangen 1854, S. 231.

- 16 Carl Traugott Schmidt: Ernstthal. In: Sachsens Kirchen-Galerie Bd. 12: Die Schönburgischen Receßherrschaften nebst den Ephorien Annaberg, Marienberg und Frauenstein. Dresden o. J. [ca. 1843], Lief. 3, S. 9.
- 17 Statistische Mittheilungen aus dem Königreich Sachsen. Hrsg. vom Statistischen Bureau des Ministeriums des Inneren. Bevölkerung. 1. Abth.: Stand der Bevölkerung nach der Zählung vom 3. December 1849. 1. Lieferung. Dresden 1851.
- 18 Vgl. Meyer's Conversations-Lexicon. 15. Band. Hildburghausen u. a. 1850, S. 1012.
- 19 Stichwort »Ernstthal« in: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Hrsg. von J. S. Ersch/J. G. Gruber. Sektion 1, Bd. 37. Leipzig 1842, S. 317.
- 20 Meyer's Conversations-Lexicon. 9. Band. Hildburghausen u. a. 1847, S. 50.
- 21 In Ernstthal fanden drei Krammärkte im März, Mai und Oktober statt, in Hohenstein ebenfalls drei im Januar, Juni und September sowie zusätzlich zwei Viehmärkte im Februar und September. Vgl. Verzeichniß der im Königreiche Sachsen und in den angrenzenden Länderabtheilungen der Zoll-Vereinsstaaten abzuhaltenden Messen, Kram-, Vieh- und Wollmärkte. Mittheilungen des Statistischen Vereins für das Königreich Sachsen. 7. rung. ²Dresden 1840.
- 22 »die kleine Stadt Ernstthal (...) ist einer jener verlorenen menschlichen Siedlungsplätze«. Hainer Plaul: Der Sohn des Webers. Über Karl Mays erste Kindheitsjahre 1842-1848. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (Jb-KMG) 1979, S.12-98 (12).
- 23 Mittheilungen des Statistischen Vereins für das Königreich Sachsen. 3. Lieferung. Dresden 1833, S. 98f.
- 24 Alle Zahlen ohne Gehilfen und Lehrlinge.
- 25 Zeitschrift des Statistischen Bureaus des Königlich Sächsischen Ministeriums des Innern. Red. von Ernst Engel. 3. Jg. Leipzig 1857, S. 62.
- 26 Ernst Willkomm: Der Lohnweber. In: Ders.: Blitze. Novellen, Schilderungen und Skizzen. Bd 1. Leipzig 1846, S. 226.
- 27 Ebd. S. 227.
- 28 Ebd. S. 229.
- 29 Ebd. S. 228.
- 30 Ebd. S. 233f.
- 31 Ebd., S. 234.
- 32 Alberto Martino: Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914). Wiesbaden 1990, S. 58.
- 33 Hans Zesewitz: Leihbüchereien vor 100 Jahren. In: Großdeutsches Leihbüchereiblatt, 3. Jg. (1941), S. 327f.
- 34 Ebd.
- 35 Vgl. Martin Lowsky: »Aus dem Phantasie-Brunnen«. Die Flucht nach Amerika in Theodor Fontanes »Quitt« und Karl Mays »Scout«. In: Jb-KMG 1982. Husum 1982, S. 77-96.
- 36 Siehe: Acta, die von den Buchhändlern und Leihbibliotheken einzureichenden Bücher-Verzeichnisse betr., Censur-Collegium Zwickau 1838-1854, Bände I-VI (Sächs. HstA Dresden, Kreishauptmannschaft Zwickau Nr. 341-346). In den Zensurverzeichnissen gibt es meist nur sehr rudimentäre Titelangaben, deshalb müssen die wirklichen kompletten Titel und häufig auch die Autoren erst mit Hilfe der Fachliteratur recherchiert werden – sofern sie dort überhaupt erscheinen.
- 37 Hier kann es zu Ungenauigkeiten kommen, weil das Zensurverzeichnis manchmal ein ganzes Werk, bestehend aus mehreren Bänden, unter einer Nummer führt, manchmal aber jeden einzelnen Band mit einer eigenen Nummer versieht.
- 38 Chemnitzer Anzeiger Nr. 50, 17. Dezember 1825 (26. Jg.), S. 456.
- 39 Peter Rosegger: Von den Lieblingsbüchern des Landvolkes. In: Der Heimgarten. 8. Jg. (1884), S. 191-196 (191).
- 40 [Friedrich] Schaubach: Zur Charakteristik der heutigen Volksliteratur. Gekrönte Preisschrift. Hamburg 1863, S. 15 (Kapitel »Die Ritter- und Räuberromane«).

- 41 Ebd., S. 16f.
 42 Ebd., S. 16
 43 Ebd., S. 20
 44 Ebd.
 45 Laut den Angaben in Matthew Gregory Lewis: Der Mönch. Aus dem Englischen von Friedrich Polakovics. Frankfurt a. M. 1986. Etwas andere Zahlen nennt: Kindlers Neues Literaturlexikon. Bd. 10. München 1990, S. 368 (Artikel ›Matthew Gregory Lewis: The Monk‹).
 46 May: Ein wohlgemeintes Wort, wie Anm. 7, S. 133.
 47 Ebd.
 48 Ebd.
 49 Vgl. Andreas Graf: Lektüre und Onanie. Das Beispiel des jungen Karl May, sein Aufenthalt auf dem Seminar in Plauen (1860/61) – und die Früchte der Phantasie. In: Jb-KMG 1998. Husum 1998, S. 84-151.
 50 May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 2, S. 73f.
 51 Zur Begrifflichkeit vgl. Aleida Assmann: Die Domestikation des Lesens. Drei historische Beispiele. In: Lesen – historisch. Hrsg. von Brigitte Schlieben-Lange. (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Heft 57/58.) Göttingen 1985, S. 95-110.
 52 May: Mein Leben und Steben, wie Anm. 2, S. 28.
 53 Ebd., S. 29.
 54 Ebd., S. 67.
 55 Ebd., S. 53.
 56 Ebd.
 57 Ebd., S. 70.
 58 Ebd., S. 75.
 59 Ebd., S. 67.
 60 Ebd., S. 73.
 61 Ebd., S. 74.
 62 May: Ein wohlgemeintes Wort, wie Anm. 7, S. 130.
 63 Ebd., S. 131.
 64 Ebd., S. 132.
 65 Ebd., S. 133.
 66 Ebd., S. 130.
 67 Ebd., S. 131.
 68 Zit. nach Wolfgang von Ungern-Sternberg: Leihbibliothek und Zensur im 18. und 19. Jahrhundert. In: Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert. Organisationsformen, Bestände und Publikum. Hrsg. von Georg Jäger/Jörg Schöner. Hamburg 1980, S. 255-310 (265).
 69 Carl August Böttiger: Ueber den Misbrauch der Deutschen Lectüre auf Schulen und einigen Mitteln dagegen. Leipzig 1787, S. 4 u. 6.
 70 Heinz Stolte: Ein Literaturpädagoge. Untersuchungen zur didaktischen Struktur in Karl Mays Jugendbuch ›Die Sklavenkarawane‹, 1. Teil. In: Jb-KMG 1972/73. Hamburg 1972, S. 172.
 71 Ebd., S. 177.
 72 Siehe May: Mein Leben und Streben, wie Anm. 2, S. 79 u. 92f.